

Vanessa Gstrein

Thema 1

„Wir sind, was wir sind, durch unser Verhältnis zu anderen.“

„Wer bin ich?“, fragt sich das seltsame Tierchen immer wieder. Auch wir haben es verwundert angestarrt, dieses liebenswerte Hybridengeschöpf, welches sich in einem bekannten Kinderbuch auf die Suche nach sich selbst begibt, und uns selbst gefragt: Ja, wer ist das eigentlich? Gemeinsam mit ihm haben wir es nach dem Ausschlussverfahren probiert: Es hat einen Schwanz, also könnte es ja ein Pferd sein. Und ja, tatsächlich, auf der nächsten Seite erblicken wir es schon mit seinen potenziellen Artgenossen. Doch irgendwie scheint es dann doch nicht so ganz hineinzupassen. Seite um Seite raten wir mit und entdecken doch immer wieder aufs Neue, was es eigentlich alles nicht ist, bis es sich schließlich zu der Erkenntnis durchringt, dass es ist, was es ist, das kleine Ichbinich. Wir haben uns gefreut, das Buch zugeklappt und uns wieder unseren Bauklötzen zugewandt. Doch einige Jahre später, die Bauklötze und das Buch verstauben längst irgendwo in unseren Kindheitserinnerungen, begegnet uns diese so harmlos aussehende Frage wieder und diesmal betrifft sie uns: Wer bin ich? Treu dem Kinderbuch folgend, versuchen wir, gewisse Eigenschaften an uns zu entdecken und zu definieren, um sie dann mit unserer Umgebung zu vergleichen. Wir schließen uns Gruppen an, die einige dieser Eigenschaften mit uns teilen, und lösen uns wieder von ihnen, weil wir in anderen nicht übereinstimmen. Und jedesmal nehmen wir unsere Frage wieder mit: Wer bin ich?

Diese Suche nach sich selbst, dieses große Problem, sich selbst nur mit den eigenen Augen sehen zu können, die einem niemals die objektive „Wahrheit“ offenbaren können, stellt eines der großen Themen der Menschheit dar. Wir denken nach und zerbrechen uns den Kopf, spielen in Gedanken dasselbe Spiel, welches ein Hund spielt, der sich selbst in den Schwanz zu beißen versucht- eine aussichtslose Hatz in einem endlosen Kreis. Wir versuchen aus dem Kreis auszubrechen und unsere Umgebung mit einzubeziehen, fragen jetzt nicht nur uns, sondern auch die anderen: Wer bin ich? Wir werden enttäuscht, die anderen wissen es auch nicht, und wenn sie glauben, es zu wissen, dann stimmen wir niemals überein. Doch vielleicht liegt die Antwort ja nicht in der Antwort. Vielleicht kann dieses mysteriöse Ich einfach nicht festgenagelt werden, weil das seiner eigenen Natur widersprechen würde.

Wir versuchen es also über die Vogelperspektive und betrachten uns als Bestandteil des Ganzen. Und tatsächlich, was sich in so schöne kurze Wörter verpacken lässt- L-E-B-E-N; I-C-H; S-E-I-N- ist eigentlich alles andere als kompakt. Die Begriffe fließen ineinander und wir bemerken, dass wir unser Ich nicht einfach aus seinem Lebensraum loslösen können, schließlich basiert sogar schon die Entstehung menschlichen Lebens auf vorangegangenen Leben. Selbst das Nicht-Verhältnis zwischen zwei Menschen ist ein Verhältnis. Unsere Identität könnte also abgegrenzt nicht einmal existieren und sie isoliert betrachten zu wollen, wäre genauso sinnlos, wie den Himbeersirup aus einem Glas Himbeersaft herausfischen zu

wollen. Wir sind zwar genauso ahnungslos wie vorher, wissen aber mittlerweile, auf welche Weise wir NICHT herausfinden können, wer wir sind.

Wir bleiben beim Himbeersaft. Eine Flüssigkeit hat an sich keine Form, sie nimmt eben jene Gestalt an, die ihre Umgebung, oftmals ein Glas, fordert. Nehmen wir dieses Glas nun als Beispiel für Gegebenheiten, auf die wir keinen oder bloß einen winzig kleinen Einfluss haben, den Lauf der Zeit, die Erde, all diese großen Umstände. Jedes Ich auf dieser Welt muss sich, um zu bestehen, daran anpassen. Doch damit ist nur die Form vorgegeben.

Himbeersaft definiert sich auch durch das Verdünnungsverhältnis. Wie viel Sirup sich mit wie viel Wasser mischt bestimmt Farbe und Geschmack. Und selbst wenn dieser Vergleich in vielerlei Hinsicht unzulänglich sein mag, hält er doch einer vereinfachten allgemeinen Betrachtung der Wechselwirkung zwischen Mensch und Umgebung stand. Wenn wir davon ausgehen, dass wir unser Ich niemals als bloßes abgegrenztes Ich erkennen können, bleiben uns schließlich nur noch die Aus- und Einwirkungen, die die schwimmenden Übergänge zwischen uns und dem Rest ausmachen, um uns dem anzunähern, was wir sind. Fassen wir „die Anderen“ einmal alle als Wasser zusammen, mit welchem sich unser Ich vermischt. Umso mehr Andere, umso geringer wird auch unser Anteil am Gesamten. Wir selbst sind zwar immer noch, was wir sind, aber unser Einfluss nimmt ab. In einer kleinen Gruppe jedoch ist unsere Präsenz deutlich spürbar und in einer Zweierbeziehung gar essenziell und definierend. Dieses Verhältnis, im doppelten Sinn, könnte also den Schlüssel zur Selbsterkenntnis beinhalten. Wenn wir nun unsere engeren Beziehungen beobachten, können wir uns fragen: Welche Rolle spiele ich in welchen Situationen? Wie reagiere ich auf die Anderen, wie reagieren die Anderen auf mich? Welche Eigenschaften weise ich nur in bestimmten Situationen oder in Gemeinschaft mit bestimmten Menschen auf, welche lege ich niemals ab? Nach und nach erfahren wir dadurch mehr über uns, immer im Verhältnis zu Anderen. Wir bewahren uns jedoch vor dem Trugschluss, unser Ich dadurch eines Tages wirklich finden zu können und erinnern uns an die fließenden Übergänge. Unsere Identität besteht aus einer einzigen Wechselwirkung. Wir formen unsere Umgebung, aber werden auch selbst geformt. Wir verändern uns durch unser Leben, durch unsere Beziehung mit Anderen, übernehmen gewisse Dinge und legen andere wieder ab. Es überrascht uns nicht, in die Vergangenheit zurückzublicken und jedesmal einen Menschen zu sehen, der so wie damals nicht mehr existiert.

Es stellt sich natürlich die Frage, ob es denn überhaupt irgendetwas gibt, das uns bleibt. Irgendeinen kleinen Bestandteil, an dem wir uns anhalten können, der für uns steht und nicht schwimmt, der uns ausmacht. Denn selbst wenn wir uns durch unsere Umgebung definieren, muss es doch gewisse Eigenschaften unserer persönlichen Ich-Substanz geben, die uns von anderen Ichs unterscheiden, um überhaupt eine Wechselwirkung ermöglichen zu können. Wir treten ein in den ewigen Kampf zwischen Nativisten und Kulturalisten, entdecken an beiden Fronten großartige Denker, die sich aneinander die klugen Köpfe einrennen. Auf der einen Seite steht die Überzeugung, dass Menschen als neutrale Masse in die jeweilige Kultur hineingeboren werden, und dass ihnen alles, was sie sind, im Laufe des Lebens angelehrt wird. Auf der anderen kämpft man für angeborene vollständige Individualität. Selbstverständlich vertreten nur wenige die genannten absoluten Extreme, die meisten gehen

den altbekannten Mittelweg, der sich immer dann als angenehmste Lösung anbietet, wenn es keine Antworten gibt. Auch wir müssen erkennen, dass diese komplexe Fragestellung nach einer Persönlichkeitsessenz wiederum weit über unseren Horizont hinausgeht. Es liegt also nur nahe, diesen zu erweitern.

Doch bevor wir uns dem widmen, sollten wir zuerst versuchen, uns einen eigenen Zugang zu diesem Begriff zu schaffen. Was meinen wir überhaupt mit Persönlichkeitsessenz? Das, was uns einzigartig macht, ist zu weit gefasst. Auch unser gesamtes Ich ist einzigartig, besteht jedoch zu einem großen Teil auch aus Einflüssen der Umgebung und verändert sich, je nachdem in welcher Beziehung es steht. Wenn wir wieder zu unserem Himbeersaft zurückkehren, könnten wir den Geschmack als grundlegende Eigenschaft bezeichnen. Egal in welcher Form, in welchem Verhältnis oder gemischt mit anderen Flüssigkeiten, Himbeersaft schmeckt nach Himbeere. Schön und gut, aber wie legen wir das jetzt auf uns Menschen um? Bleiben wir mal bei dem Begriff „Geschmack“. Geschmack ist etwas, das haben schon Babies. Es gibt Dinge, die mögen sie einfach nicht, und jede Mutter kann ein Lied von der Unmöglichkeit singen, einem Kind ein Nahrungsmittel zu verabreichen, welches es verabscheut. Unser Geschmack begleitet uns ein Leben lang, und selbst wenn er sich bis zu einem gewissen Grad mit dem Alter verändert, bleibt er im Großen und Ganzen altbekannt, ob es nun darum geht, ob wir Brokkoli mögen, uns gern konservativ oder schrill kleiden, oder auf Kitsch stehen. Unser Geschmack ist ein essenzieller Ausdruck unserer Persönlichkeit und definiert, wie wir die Dinge um uns herum bewerten, zu welchen Menschen wir uns hingezogen fühlen, und welche uns abstoßen und somit auch einen Großteil unseres Lebens. Es könnte also sein, dass dieses „Selbst“ das ist, was unseren Geschmack ausmacht.

Selbstverständlich ist der Sachverhalt nicht ganz so einfach geklärt, denn auch unser Geschmack ist keine abgrenzbare Einheit. Er vermischt sich mit Werten unserer Umgebung und wird uns nur im Verhältnis zu unserem Umfeld bewusst. Wie auch schon bei der größeren Frage nach dem Ich offenbaren sich uns unsere Eigenheiten nur durch Äquivalente von außen. Wir wissen nur deswegen, dass wir keinen Spinat mögen, weil wir Spinat schon einmal probiert haben. Und es fällt uns nur deshalb auf, weil es Menschen gab, die uns dazu bringen wollten, ihn zu essen. Womit wir zu dem vorher genannten Punkt der Horizonterweiterung übergehen können. Umso mehr Erfahrungen wir mit verschiedenen Umfeldern sammeln, umso mehr Erfahrungen sammeln wir auch mit uns selbst. Wenn wir uns wieder an das kleine Ichbinich erinnern, fällt uns auf, dass es sich von Tierart zu Tierart gekämpft hat und dabei zwar nicht herausgefunden hat, wer oder was es ist, aber immerhin, was es nicht ist. Eine genauere Erkenntnis unseres Selbst können wir daher nur durch wechselnde Anreize erlangen, wobei wir jedoch immer im Hinterkopf behalten sollten, dass wir uns durch diese Anreize auch wiederum verändern. Dies ist nun einerseits durch buchstäblichen Orts- und Umgebungswechsel zu erreichen, oder auch durch eine bewusster Lebensführung, die auf einer Erweiterung der Wahrnehmung basiert. Diese intensivere Wahrnehmung ermöglicht auch einen intensiveren Austausch zwischen unserem Ich und der Welt, was im Endeffekt dazu führt, dass wir aus jedem Erlebnis eine bewusste Persönlichkeitserfahrung machen können.

Dazu ist jedoch eine bestimmte Geisteshaltung vorausgesetzt, allem voran natürlich der Wille, sich selbst in Beziehung zu anderen zu erleben. Auch ein aufnahmebereites Gesichtsfeld und eine offene Einstellung gegenüber Veränderungen und neuen Situationen sind notwendig. Das alles schließt ein, dass wir in anderen Menschen immer einen großen potenziellen Erfahrungswert sehen, der sich in einem positiven Kontakt entfalten kann. Schließlich erkennen wir uns selbst nur durch andere, weil wir außerhalb eines Verhältnisses nicht existieren könnten. Wir fragen uns also nicht mehr: Wer bin ich?, sondern: Wer ist das Ich im Wir?